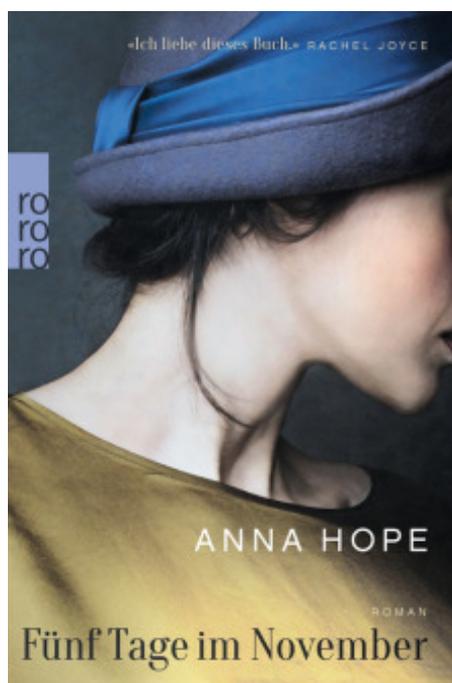


Leseprobe aus:

Anna Hope

Fünf Tage im November



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ANNA HOPE

Fünf Tage im November

Roman

Aus dem Englischen von
Judith Schwaab

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
«Wake» bei Doubleday/Transworld, UK.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Wake» Copyright © 2014 by Anna Hope
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Abbildung Malgorzata Maj/Arcangel Images
Satz Foundry Wilson PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 22923 7

Für meine Eltern, Tony und Pamela Hope

ERSTER TAG
SONNTAG, DER 7. NOVEMBER 1920

Drei Soldaten der britischen Armee treten in Arras im Norden Frankreichs aus ihrer Kaserne. Ein Colonel, ein Sergeant, ein einfacher Soldat. Es ist mitten in der Nacht und bitterkalt. Sie gehen zu einer Feldambulanz, die am Eingangstor parkt. Der Colonel nimmt neben dem Sergeant Platz, der sich ans Steuer setzt, der einfache Soldat klettert auf den Rücksitz. Der Sergeant lässt den Motor an, und ein verschlafener Wachposten winkt sie durch das Tor auf die Straße hinaus.

Der junge Soldat hält sich an dem Lederriemen fest, der vom Dach baumelt, als der Wagen über die ausgefahrene Straße ruckelt. Ihm ist flau im Magen, und die holprige Fahrt macht es nicht besser. Irgendwie fühlt sich dieser eisige Morgen wie eine Strafe an; als man ihn vor ein paar Minuten geweckt hat, wurde ihm nur gesagt, er solle sich anziehen und nach draußen gehen. Soweit er weiß, hat er nichts verbochen, aber das ist bei der Armee so eine Sache. In seinen sechs Monaten in Frankreich hat er schon oft unwissentlich gegen die Vorschriften verstoßen, doch hat man ihm erst hinterher gesagt, gegen welche und warum.

Er schließt die Augen und fasst den Riemen noch fester, während der Wagen von einem Schlagloch zum nächsten rumpelt.

Er hatte gehofft, hier drüben etwas zu erleben, zu sehen. Dinge, die er verpasst hat, weil er lange zu jung war für den Krieg. Dinge, über die sein älterer Bruder in Briefen nach Hause berichtet hat. Der heldenhafte Bruder, der beim Angriff auf einen deutschen Schützengraben gefallen ist und dessen Leichnam nie gefunden wurde.

Doch die Wahrheit ist, dass er bisher überhaupt noch nichts gesehen hat. Woche um Woche ist vergangen, und er sitzt immer noch im zerstörten Arras fest, hilft beim Wiederaufbau von Häusern und Kirchen, schleppt Backsteine.

Vor ihm auf dem Fahrersitz beugt sich der Sergeant nach vorne und konzentriert sich auf die Straße.

Er kennt sie gut, befährt sie jedoch lieber bei Tage, da immer mit tückischen Granattrichtern zu rechnen ist. Eine Reifenpanne wäre fatal, erst recht heute Nacht. Auch er hat keine Ahnung, warum er hier ist, warum man ihn so früh und ohne Vorwarnung geweckt hat, doch das angespannte Schweigen des Colonels neben ihm sagt ihm mehr als deutlich, dass es besser ist, nicht nachzufragen.

Und so sitzen die Soldaten in dem Wagen, unter ihren Füßen brummt der Motor. Mittlerweile fahren sie durch offenes Gelände, auch wenn jenseits der Scheinwerferkegel nicht viel davon zu erkennen ist. Nur manchmal fällt ihr Licht auf ein erschrockenes Tier, das über die Straße vor ihnen hastig ins Dunkel zurückhuscht.

Sie sind etwa eine halbe Stunde unterwegs, als der

Colonel krächzend einen Befehl gibt. «Hier. Halten Sie hier», sagt er und schlägt mit der Hand auf das Armaturenbrett. Der Sergeant lenkt die Ambulanz auf das Bankett am Straßenrand. Mit einem leichten Ruckeln geht der Motor aus. Schweigend steigen die Männer aus dem Wagen.

Der Colonel knipst seine Taschenlampe an und leuchtet damit auf die Ladefläche. Er nimmt zwei Schaufeln und reicht sie den Männern. Dann holt er einen großen, leeren Kartoffelsack von der Ladefläche, den er selber trägt.

Der Soldat wirft einen prüfenden Blick in das Gesicht des Sergeants und erkennt an seiner gerunzelten Stirn, dass auch er keine Ahnung hat, was sie hier draußen machen. Als er das sieht, fühlt er sich ein wenig besser.

Der Colonel klettert über eine niedrige Mauer, und die Männer folgen ihm. Sie gehen langsam, die Lichtkegel ihrer Taschenlampen wandern zuckend vor ihnen über den Boden.

Der Boden ist gefroren, wodurch der Schlamm hart und gut zu begehen ist, dennoch ist der Soldat auf der Hut. Das Land ist mit verbogenen Metallstücken und Löchern übersät, die auch tief sein können, und der Boden mit Blindgängern durchsetzt. Oft finden in den Kasernen der chinesischen Arbeiter, die die Schlachtfelder von Leichen und Geschützen säubern, Begräbnisse statt. Allein letzte Woche sind fünf gestorben, alle in einer Reihe ausgelegt. Am Ende sterben sie in genau den Gräbern, die sie selber ausgehoben haben.

Trotz der Kälte und der Ungewissheit fängt der Ausflug an, ihm Spaß zu machen. Es ist aufregend, hier draußen

in der Dunkelheit zu sein, wo überall zerborstene Bäume aufragen und die Gefahr greifbar nahe scheint. Beinahe kann er sich vorstellen, auf einer ganz anderen Mission zu sein. Einer heldenhaften Mission, von der er nach Hause berichten könnte. Was auch immer hier passiert, es ist besser, als Steine zu schleppen.

Schon bald wird das Gelände abschüssig, und die Männer stehen vor einem Graben, den Überresten eines Schützengrabens. Der Colonel steigt hinab und geht in ihm weiter, seine Männer tun es ihm nach. Sie gehen im Gänsemarsch, folgen der Zickzacklinie des Grabens.

Es ist das erste Mal, dass der Soldat sich in einem Schützengraben befindet. Er ist etwa so tief, wie der Soldat groß ist, folglich eher flach. Rechter Hand kommen sie an den Überresten eines Unterstands vorbei, dessen Eingang vollkommen verbogen ist; eine der Streben fehlt offenbar schon lange. Einen Moment lang zögert er, leuchtet mit der Taschenlampe hinein, aber es gibt nicht viel zu sehen außer einem alten Tisch, den jemand an die Wand geschoben hat, darauf eine offene, rostige Dose. Rasch schwenkt er seine Lampe aus dem feuchten Loch und eilt den anderen hinterher.

Vor ihm biegt der Colonel in einen schnurgeraden, kürzeren Schützengraben ab. An dessen Ende geht es nach rechts in einen weiteren, der wie der erste immer wieder die Richtung wechselt.

«Die Front», sagt der Sergeant leise vor sich hin.

Das Herz des Soldaten schlägt heftig gegen die steife Vorderseite seiner Uniformjacke.

Nach wenigen Metern fällt das Licht des Colonels

auf eine rostige Leiter, die am Erdwall lehnt. Er bleibt davor stehen, stellt den gestiefelten Fuß auf die unterste Sprosse, tritt einmal, zweimal darauf, um zu prüfen, ob sie hält.

«Sir?» Es ist der Sergeant, der das Wort ergreift.

«Was gibt's?» Irritiert blickt der Colonel über die Schulter.

Der Sergeant räuspert sich. «Müssen wir da hoch, Sir?»

Der Soldat sieht, wie der Colonel schluckt, wie sein Adamsapfel auf und ab wandert. «Haben Sie eine bessere Idee?»

Darauf scheint dem Sergeant nichts einzufallen.

Der Colonel dreht sich wieder um und klettert mit wenigen raschen Bewegungen die Leiter hoch.

«Verdammt», murmelt der Sergeant, macht aber keine Anstalten, ihm zu folgen.

Der Soldat, der hinter ihm steht, kann es kaum erwarten, die Leiter zu erklimmen. Obwohl er weiß, dass da oben auch nichts anderes sein wird als geschundenes Land, fragt er sich insgeheim, ob sich da nicht doch noch etwas anderes befindet, vielleicht das, wofür er eigentlich hierhergekommen ist – dieses noch unbestimmte, wundervolle Heldentum, an das er bisher noch nicht einmal zu denken gewagt hat. Doch er kann nichts tun, bevor der Sergeant sich in Bewegung setzt, und der steht immer noch wie angewurzelt da.

Die Stiefel des Colonels befinden sich auf der Höhe ihrer Köpfe. Er leuchtet ihnen mit seiner Taschenlampe direkt ins Gesicht. «Worauf wartet ihr? Bewegt eure ver-

damnten Ärsche hier hoch. Und zwar sofort.» Er rattert wie ein Maschinengewehr.

Der Sergeant schließt die Augen. Kurz sieht es so aus, als wollte er beten, dann wendet er sich um und klettert. Der Soldat folgt ihm, das Blut rauscht in seinen Ohren. Oben angekommen, bleiben sie stehen, um Luft zu holen, und schwenken mit den Taschenlampen über die Szenerie, die sich vor ihnen erstreckt: riesige, rostende Rollen Stacheldraht, acht, zehn Meter dick, die sich wie das gebogene Skelett einer urzeitlichen Schlange in beide Richtungen erstrecken, so weit das Auge reicht.

«Verdammt», flüstert der Sergeant wieder. Und dann, etwas lauter: «Wie sollen wir denn da durchkommen?»

Der Colonel zieht eine Drahtzange aus seiner Tasche. «Hiermit.»

Der Sergeant nimmt die Zange entgegen, prüft ihr Gewicht in der Hand. Mit Stacheldraht kennt er sich aus. Hat ihn schon oft durchgeschnitten. Stacheldrahtverhaue. Und ausgelegt hat er sie ebenso oft. Wenn sie die Zeit hatten, es richtig zu machen, haben sie Lücken gelassen. Lücken, die man von der gegnerischen Seite aus nicht sehen konnte. Doch hier gibt es keine Lücken; der Draht ist verdreht, verheddert, geknickt. Unbrauchbar. Wie alles andere hier auch, zum Teufel. «Na gut.» Er reicht dem Soldaten seine Schaufel. «Dann halten Sie mir mal die Lampe.» Damit bückt er sich und beginnt zu schneiden.

Der Soldat, der versucht, seinen Scheinwerferkegel gerade zu halten, starrt auf den Draht. Alles Mögliche hängt an und in dem Draht, und es hängt dort offenbar schon lange. Da sind zerschlissene Stoffetzen, steifgefro-

ren, und ab und zu trifft das Lampenlicht auch auf bleiche Knochen, wenn auch nicht zu sagen ist, ob es sich um menschliches oder tierisches Gebein handelt. Es riecht seltsam, das Land hier; mehr nach Metall als nach Erde. Er kann es schmecken.

Als er die andere Seite des Stacheldrahts erreicht hat, richtet sich der Sergeant auf, dreht sich um und bedeutet den beiden anderen Männern, ihm zu folgen. Er hat seine Sache gut gemacht, und sie kommen schadlos durch die schmale Schneise, die er ihnen gebahnt hat.

«Hier entlang.» Der Colonel marschiert über das geschändete Land. Überall an ihrem Weg stehen Kreuze: Kreuze aus gebleichtem Holz oder aus ein paar Granatsplittern, die jemand mit Schnur aneinandergebunden hat. Manchmal sind da auch Flaschen, mit dem Hals nach unten in den Schlamm gerammt, einige enthalten immer noch irgendwelche Zettel. Oft bleibt der Colonel neben einer der Flaschen stehen, geht in die Hocke und hält seine Taschenlampe darauf, um zu lesen, was auf dem Zettel steht, geht dann aber weiter.

Der Soldat lässt ihn nicht aus den Augen. Wonach sucht er bloß?

Schließlich kauert der Colonel neben einem der kleinen Holzkreuze nieder, das ein wenig abseits von den anderen steht. «Hier.» Er winkt die beiden Männer zu sich. «Grabt hier.» Auf dem Kreuz steht nur ein Datum, mit zittriger Hand und schwarzem Bleistift geschrieben, kein Name.

Der Soldat tut, wie ihm geheißen, hebt den Spaten, versenkt das Blatt tief im harten Boden und beginnt zu

graben. Der Sergeant hilft mit, hält jedoch nach ein paar Schaufeln Erde inne.

«Sir?»

«Ja?»

«Wonach suchen wir, Sir?»

«Nach einem Toten», sagt der Colonel. «Und jetzt macht weiter, verdammt noch mal. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.»

Der Soldat sieht, wie sich die Blicke der beiden einen Moment lang kreuzen, dann schaut der Sergeant zur Seite, spuckt auf den Boden und fährt mit dem Graben fort.

Unter der gefrorenen Kruste ist der Schlamm weicher, klebriger, und die Männer müssen nicht mehr lange schuften. Schon bald ist das Kratzen von Metall auf Metall zu hören. Der Sergeant legt seine Schaufel ab und geht in die Hocke, wischt den Lehm von einem Blechhelm. «Könnte sein, dass wir was gefunden haben, Sir.»

Der Colonel hält seine Lampe über die Grube. «Macht weiter», sagt er. Seine Stimme klingt angespannt.

Die Männer knien nieder und befreien mit den behandschuhten Händen den Körper des Toten, so gut es geht, von seiner Lehmschicht. Doch eigentlich ist es gar kein Körper mehr, nur noch ein Häuflein Knochen in den Überresten einer Uniform. Vom Fleisch ist nichts übrig als ein paar schwarzbraune Reste, die seitlich am Schädel haften.

«Macht ihn so sauber, wie es nur geht», sagt der Colonel. «Und dann sucht nach seinen Dienstabzeichen.»

Der Tote liegt verdreht in der Erde, der rechte Arm steckt unter ihm fest. Die Soldaten heben ihn mit ver-

einten Kräften an und drehen ihn um. Der Sergeant nimmt sein Taschenmesser und beginnt an der Stelle zu kratzen, wo sich früher die Schulter befunden hat. Die Regimentsabzeichen des Toten sind immer noch vorhanden, doch sie sind unleserlich, die Farben längst verblichen, in die Erde gesickert; es ist unmöglich festzustellen, welchen Dienstgrad er einmal bekleidet hat. «Kann sie nicht erkennen, Sir. Tut mir leid, Sir.» Das Gesicht des Sergeants ist rot im Lampenlicht, schweißgebadet von der Anstrengung.

«Sucht den Toten ab. Auch die Umgebung, alles. Ich möchte irgendwas, mit dem man ihn identifizieren kann.»

Die Männer befolgen seine Anweisungen, jedoch vergeblich.

«Nichts, Sir.»

«Tut mir leid, Sir.»

Langsam richten sie sich auf. Der Soldat stützt die Hände in die Hüften und blickt auf die armseligen Überreste des Mannes hinab, den sie der Erde entrissen haben. Er liegt, leicht gekrümmt, auf der Seite.

Auf einmal steigt ungebeten ein Gedanke in ihm auf. Sein Bruder ist hier gefallen. Auf einem Schlachtfeld wie diesem. Seine Leiche wurde nie gefunden. Was, wenn er es ist?

Aber das kann niemand wissen.

Er blickt zum Colonel empor. Ebenso wenig kann man wissen, ob das der Tote ist, nach dem er gesucht hat. Das alles war nur Zeitverschwendung. Er wartet auf die Reaktion des Mannes, wappnet sich für den Ärger auf seinem Gesicht, mit dem zu rechnen ist.

Doch der Colonel lächelt.

«Gut», sagt er und drückt mit dem Stiefel seine Zigarette aus. «Dann hebt ihn jetzt hoch und legt ihn in den Sack.»



Hettie wischt mit ihrem Ärmel das beschlagene Taxifenster blank und späht hinaus. Viel zu sehen gibt es nicht; jedenfalls nichts, was nach einem Nachtclub aussähe, nur leere, abgedunkelte Straßen. Kaum zu glauben, dass sie nur Sekunden vom Leicester Square entfernt sind.

«Hier bitte.» Di beugt sich vor, um mit dem Fahrer zu sprechen.

«Das macht dann ein Pfund.» Der Fahrer hat die Innenbeleuchtung angeschaltet, der Motor ist im Leerlauf.

Hettie gibt Di zehn Shilling, ihren Anteil an den Fahrtkosten. Einen Moment lang reut sie das viele Geld. Doch Taxifahren ist kein Luxus, nicht zu so später Stunde; es fahren keine Busse, und die U-Bahn ist außer Betrieb.

«Du wirst es nicht bereuen», flüstert Di, während sie aussteigen. «Versprochen. Ich schwör's dir bei meinem Leben.»

Sie nehmen sich an der Hand, als die Droschke wegfährt. In dieser Seitenstraße gibt es keine Beleuchtung, und sie setzen vorsichtig einen Schritt vor den anderen. Ihre Tanzschuhe knirschen auf Kies, auf Glasscherben. Trotz der Kälte hat sich an Hetties unterem Rücken ein Schweißfleck gebildet. Es ist nach eins, so spät ist sie noch nie unterwegs

gewesen. Sie denkt an ihre Mutter und ihren Bruder, die in Hammersmith tief schlafen. In nur wenigen Stunden werden sie aufstehen und sich für den Kirchgang bereitmachen.

«Hier muss es sein.» Di ist vor einem alten, dreistöckigen Haus stehen geblieben. Hinter den verrammelten Fenstern brennt kein Licht, nur eine kleine blaue Birne hängt über der Tür.

«Bist du sicher?» Ihre Atemwolke steigt in die eisige Nachtluft empor.

«Schau mal.» Di zeigt auf ein kleines Metallschild, das an die Wand geschraubt ist. Es sieht ganz gewöhnlich aus, könnte ebenso gut eine Arztpraxis bezeichnen. Doch da steht, in Bronze geritzt, ein Name. *Dalton's No 62*.

Hettie wird vor Aufregung ganz flau.

Dalton's.

Der legendäre Nachtclub.

So legendär, dass manche Leute sagen, er existiert gar nicht.

«Bist du bereit?»

Di bedenkt sie mit einem bläulichen, gespenstischen Grinsen, hebt dann die Hand und klopft. Einen Moment später öffnet sich ein Schiebetürchen. Licht fällt schräg auf zwei blassblaue Augen. «Ja?»

«Ich bin hier mit Humphrey verabredet», sagt Di.

Sie schlägt ihren vornehmsten Ton an. Hinter ihr hätte Hettie fast losgeprustet, doch sie unterdrückt das Lachen. Dann geht die Tür auf. Sie quetschen sich durch den schmalen Eingang. Dahinter liegt ein kleines Vestibül, kaum größer als ein Schrank, in dem sie ein junger Türsteher hinter einem hohen Holzpult erwartet. Sein Blick

gleitet rasch über Hettie in ihrem braunen Mantel und der Schottenmütze hinweg, verweilt jedoch länger bei Di, ihren dunklen Augen und den Fransen ihres Bubikopfs, die frech unter ihrer Mütze hervorspitzen. Di hat diese Art, Männer anzuschauen. Zuerst senkt sie den Blick, schaut zur Seite, dann gaaaanz langsam wieder hoch. Es sorgt dafür, dass die Männer sie ansehen, und dann hängen sie an der Angel. Genau das macht sie jetzt. Hettie sieht, dass der Türsteher sie anglotzt wie ein Fisch im Netz.

«Ihr müsst euch eintragen», sagt er schließlich und zeigt auf ein großes Buch, das aufgeschlagen vor ihm liegt.

«Klar», sagt Di. Sie zieht sich den Handschuh von den Fingern, beugt sich vor und unterschreibt schwungvoll. «Jetzt du», sagt sie und reicht Hettie den Federhalter.

Unter ihnen ist jetzt das Dröhnen von Musik zu hören. Eine quäkende Trompete. Eine kräftige Frauenstimme.

Hettie spürt, wie ihr Herz schlägt: *Bum-bu-di-bum*. An Dis Unterschrift, die etwas über die Zeilen gerutscht ist, glänzt noch die Tinte. Hettie zieht den rechten Handschuh aus und setzt kratzend ihren eigenen Namen darunter: *Henrietta Burns*.

«Dann nichts wie rein.» Der Mann zieht das Buch zurück und weist auf die unbeleuchtete Treppe hinter ihm.

Di geht voran. Die alten Stufen knarzen. Hettie sucht mit einer Hand Halt, spürt eine feuchte Wand mit blätterndem Verputz. So hat sie sich das nicht vorgestellt. Es ist ganz anders als das Palais, dem man seinen Glamour gleich ansieht. Kaum zu glauben, dass diese modrige Treppe überhaupt irgendwohin führt. Doch jetzt kann sie die Musik richtig hören, plaudernde Stimmen, das Geräusch von

Füßen, die sich rasch über den Boden bewegen. Als sie unten angekommen sind, droht eine Welle der Panik sie mit sich fortzureißen. «Du bleibst aber immer bei mir, ja?», bittet sie und greift nach Dis Arm.

«Klar», sagte Di erneut, drückt ihren Arm und öffnet die Tür.

Der Geruch von schwitzenden, tanzenden Körpern schlägt ihnen entgegen. Der Club ist bestenfalls so groß wie das Erdgeschoss im Haus von Hetties Mutter, doch er ist rappellvoll. Jeder Tisch ist besetzt, eine Menschenmenge wogt auf der Tanzfläche. Anscheinend tragen viele Leute Abendkleidung, die Männer sind in Schwarzweiß, die Frauen haben farbenfrohe Kleider an, einige wirken jedoch wie kostümiert. Am erstaunlichsten ist aber, dass die vierköpfige Band, die auf der winzigen Bühne gerade einen schmissigen Ragtime zum Besten gibt, einen *schwarzen* Sänger hat, den allerersten, den Hettie in ihrem Leben sieht. All das ist betörend bunt, als hätte jemand die Farben, die oben in der Stadt fehlen, hierher unter die Erde geschmuggelt.

«Pfundig!», sagt Di grinsend.

«Pfundig!», stimmt Hettie ihr zu und stößt den Atem aus.

«Da ist Humphrey!»

Di winkt heftig einem blonden Mann zu, der sich durch die Menge zu ihnen durchkämpft. Hettie erkennt ihn von dem Abend im Palais, als er Di für einen Tanz gemietet hat – und dann für noch einen und noch einen, bis der Abend schließlich zu Ende war. (Denn das ist ihr Job: *Tanzlehrerin, Hammersmith Palais. Zu mieten für einen Sixpence pro Tanz, sechs Abende die Woche.*)

«Famos!» Humphrey gibt Di einen Kuss auf die Wange.
«Du hast es geschafft! Und das ist dann ...»

«Henrietta.» Hettie gibt ihm die Hand.

Er ist nicht viel älter als sie, hat einen angenehmen Händedruck und ein freundliches, sommersprossiges Gesicht. Wenigstens scheint er ein netter Kerl zu sein. Nicht wie manche, mit denen Di schon zusammen war. Nach einem Jahr im Palais hat Hettie ein Gespür für Männer entwickelt. Zwei Minuten in ihrer Gesellschaft genügen, und sie weiß, woran sie mit ihnen ist. Ob sie verheiratet sind und sich heimlich aus dem Haus geschlichen haben, voller Furcht, ertappt zu werden. Sie kennt auch diesen glasigen Blick, mit dem sie dich anschauen und sich vorstellen, wie du ohne deine Kleider aussiehst. Manchmal jedoch kommen auch Nette, so wie Humphrey.

«Kommt mit», sagt er, «wir sitzen dort drüben.»

Sie folgen ihm, schlängeln sich zwischen den voll besetzten Tischen hindurch. Hettie kommt nur langsam vorwärts, weil sie immer stehen bleibt und den Kopf nach der Band und ihrem Sänger verrenkt, dessen Haut so erstaunlich dunkel ist, und nach den Tänzern, die so wild ihre Glieder schwenken, wie es im Palais niemand wagen würde. Irgendwann gelangen sie zu einem Tisch in einer Ecke, nicht weit von der Bühne entfernt, wo sich ein kleiner Mann im Frack eifrig hochrappelt.

«Diana, Henrietta», sagt Humphrey. «Das ist Gus.»

Ihr Begleiter für den Abend ist käsig blass und von stämmiger Statur, kaum größer als sie selbst. Sein Haar ist schütter, und die Kopfhaut glänzt in der Hitze. Hettie lächelt entmutigt.

«Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?» Er scharwenzelt um sie herum, und sie lässt den Mantel von ihren Schultern gleiten. Ihr alter brauner Überzieher ist schäbig, doch darunter trägt sie ihr Tanzkleid, das einzige, das sie besitzt. Nach einer Doppelschicht bei der Arbeit dürfte es nicht mehr besonders frisch riechen.

Indessen entblättert sich Di auf der anderen Seite des Tisches und zeigt sich in dem Kleid, das sie sich erst letzte Woche von Humphreys Geld gekauft hat. Hettie lässt sich auf ihren Sitz sinken. *Das Kleid*. Dieses Kleid übt eine beinahe körperliche Wirkung auf Hettie aus; sie begehrt es so sehr, dass es fast weh tut. Es ist eigentlich schwarz, aber mit so vielen winzigen Pailletten bestickt, dass vor lauter Schillern seine Farbe unmöglich zu erkennen ist. Hettie war dabei, als Di es gekauft hat, bei Selfridges in der Konfektionsabteilung. Es hat Humphreys Geldbörse um ganze sechs Pfund erleichtert, und Hettie musste ihren Neid hinunterschlucken und durfte kein Spielverderber sein, als sie hinterher zum Spaß ein paar Runden mit dem Lift auf und ab fuhren.

Beide Männer glotzen, bis sich Gus seiner guten Manieren besinnt, neben ihr Platz nimmt und auf einen Teller mit Sandwiches zeigt, der in der Mitte des Tisches steht. «Die sind eher erbärmlich», sagt er mit einem Lächeln. «Aber die müssen sie hier zu den Drinks servieren. Haben keine Lizenz, wisst ihr. Wir schieben sie einfach zur Seite.» Er stellt den Teller weg, und Hettie sieht dem Imbiss mit knurrendem Magen hinterher. Sie könnte morden für etwas zu essen. Seit dem Sandwich mit Schinken und Aufstrich in der Pause zwischen ihren Schichten um sechs hat sie nichts mehr gegessen.

«So.» Gus schenkt aus einer Flasche auf dem Tisch ein Glas ein und reicht es ihr. «Dann seid ihr beide also verdammt gut. Humph sagt, ihr seid Tanzlehrerinnen im Palais.»

«Oh.» Hettie nimmt einen Schluck. Das Getränk prickelt und ist süß. Sicher kann sie sich nicht sein, aber möglicherweise ist es Champagner. «Wir schlagen uns ganz wacker.»

Um die Wahrheit zu sagen, schlagen sie sich mehr als wacker, sie und Di. Ihre Schrittfolgen üben sie schon seit Jahren bei sich im Wohnzimmer, wo sie die Teppiche aufrollen, die auswendig gelernten Liedtexte vor sich hin trällern, sich dazu die Bilder in *Modern Dancing* anschauen und abwechselnd den Part des Mannes übernehmen. Sie sind bei weitem die besten Tänzerinnen im Palais. Und das ist nicht einmal geprahlt. Es ist schlicht und ergreifend die Wahrheit.

«Ich bin ein furchtbarer Tänzer», sagt Gus und schiebt trotzig die Unterlippe vor wie ein kleiner Junge.

Hettie lächelt ihn an. Wenigstens ist er harmlos. «Das kann ich mir gar nicht vorstellen.»

«Nein, wirklich.» Er zeigt mit dem Finger unter den Tisch und verzieht das Gesicht. «Zwei linke Füße. Von Geburt an.»

Von der Tanzfläche kommt lauter Jubel, und als sich Hettie umdreht, sieht sie, dass der Sänger seine Band lockt und antreibt. Es sind bestimmt Amerikaner – keine englische Combo, die sie kennt, sieht so aus oder spielt so, und ganz gewiss nicht die Hausband vom Palais, jedenfalls nicht mehr, seit die *Original Dixies* mit ihren Kuhglocken und Trillerpfeifen und Hupen zurück nach New York sind. Und die Leute tanzen wie verrückt, als wäre es ihnen voll-

kommen egal, was die anderen denken. Wenn nur ihre Mum das sehen könnte. *Ehrbar* ist ihr Lieblingswort. Wenn sie all diese schicken Leute hier tanzen sähe, würde sie der Schlag treffen.

Hettie wendet sich wieder an Gus. «Das ist ... reine Übungssache», sagt sie und nimmt noch einen Schluck von ihrem Drink. Es juckt sie, zu tanzen.

«Nein, nein», beharrt er. «Ich bin *schrecklich*. Habe es einfach nie begriffen.» Er zwirbelt sein Glas in ein paar entschlossenen Drehungen und sagt dann: «Na ja, probieren wir's mal. Haben Sie Lust, das Tanzbein zu schwingen?»

«Liebend gern», sagt Hettie und wirft einen raschen Blick zu Di hinüber, die den dunklen Schopf mit Humphrey zusammensteckt und flüsternd in ein leises, sehr vertraut wirkendes Gespräch mit ihm vertieft ist, von dem Hettie nichts hören kann.

Die schmissigen Klänge des Ragtime enden, und die Band macht mit einem langsamen Song im Viervierteltakt weiter. Sie finden einen Platz am Rande der Tanzfläche. Gus nimmt ihre Hände und schaut zur Decke, als könnten die Mysterien der Tanzschritte dort für ihn angeschrieben stehen. Dann macht er einen kleinen Hüpf, zählt leise einen Takt vor, und los geht's.

Er hat recht. Er ist wirklich ein schrecklicher Tänzer. Vollkommen unmusikalisch, immer zwei Takte voraus, scheint er nach der Musik zu schnappen wie ein Hund, statt sich von ihr leiten zu lassen.

Hör doch mal zu!, würde Hettie am liebsten sagen. *Lass dich einfach von der Musik führen. Hörst du nicht, wie grandios die sind?*

Aber das würde nichts helfen, und so bemüht sie sich stattdessen, ihre Schritte dem unbeholfenen Stolpern ihres Tanzpartners anzupassen.

(Im Palais haben sie eine Regel: Tanz nie besser als dein Partner. Du wirst von ihm angeheuert, damit er sich besser fühlt. Wenn er sich gut fühlt, nimmt er dich wieder. Wie Di zu sagen pflegt: *Am Ende kommt es nur drauf an, was man im Geldbeutel hat.*)

Nach ein paar Takten lockert Gus seinen Griff und blickt erfreut auf. «Mensch, ich glaub fast, langsam hab ich den Bogen raus!» Sie gehen in die Drehung, Hettie übertreibt mit ihren eigenen Bewegungen, um den seinen zu schmeicheln, und als die Nummer endet, dreht er sogar noch eine Ehrenrunde um die Tanzfläche. «Humph hatte recht», strahlt er und kommt atemlos zum Stillstand. «Ihr Mädels seid wirklich die Schau! Man kriegt aber ganz schön Durst.» Er zieht ein Taschentuch hervor und wischt sich das Gesicht ab. «Bleiben Sie kurz hier. Ich hole uns an der Bar was Kaltes zu trinken.»

Während er in der Menge verschwindet, sucht sich Hettie ein freies Plätzchen in der Nähe der feuchten Wand, froh darum, einen Moment lang allein zu sein und alles auf sich wirken zu lassen. Ein junges Pärchen drückt sich kichernd und eng umschlungen an ihr vorbei. Das Mädchen ist jung und elegant gekleidet, ganz in blaue Seide gehüllt, mehrere lange Perlenketten hängen um ihren Hals, doch ihr hübsches Gesicht ist verquollen, und sie rutscht ständig vom Arm ihres Partners. Es dauert einen Moment, bis Hettie begreift, dass sie betrunken ist. Sie schaut ihnen hinterher, rechnet halb damit, dass jemand ihnen folgt

und sie vor die Tür setzt. Doch niemand scheint auch nur mit der Wimper zu zucken. Schließlich ist das hier nicht das Palais.

Genau in diesem Moment wird sie von hinten gerammt, fällt beinahe hin und kann sich gerade noch fangen.

«Verzeihung. Um Gottes willen, entschuldigen Sie bitte.»

Als sie sich umdreht, steht ein großer Mann vor ihr. «Ich bitte *vielmals* um Entschuldigung.» Der Mann fährt sich mit den Fingern durchs Haar. In der anderen hat er ein Glas mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit. «Ist mit Ihnen alles in Ordnung? Hab schon befürchtet, ich hätte Sie k.o. geschlagen.»

«Ja. Äh ... Alles gut.» Sie stößt ein kleines, verlegenes Lachen aus, ohne sagen zu können, wem ihre Verlegenheit gilt.

Jetzt ruhen die Augen des Mannes ganz auf ihr, mustern sie, und Hettie spürt, wie sie rot wird. Es ist ein sehr gut aussehender Mann.

«Mein Gott», sagt er. Sein Lächeln schwindet, und ein ganz anderer, bedrückter Ausdruck breitet sich auf seinem Gesicht aus.

Hitze steigt in Hetties Wangen hoch. *Was denn? Was siehst du?* Doch sie sagt nichts, und der Mann starrt sie einfach weiter an, als wäre sie etwas Schreckliches, von dem er den Blick nicht abwenden kann.

«Tut mir leid», sagt er und schüttelt den Kopf, als wollte er seine Gedanken ordnen. Dann ist sein Lächeln fast wieder da. «Dachte kurz, Sie wären ...» Er hält sein Glas hoch. «Darf ich Sie zu etwas einladen? Sozusagen als Wiedergutmachung?»

Sie schüttelt den Kopf. «Danke, aber ... Ich bin ... Jemand holt mir schon was.»

Sie macht einen Schritt zurück, weil sie Raum zwischen ihn und sich bringen und sich einen Spiegel suchen möchte, um zu prüfen, ob mit ihrem Gesicht alles in Ordnung ist, aber der Mann legt ihr eine Hand auf den Arm. «Woher kommen Sie?»

«Wie bitte?»

«Entschuldigung, ich meinte nur – sind Sie Engländerin?»

«Ja.»

Er nickt, lässt ihren Arm los. Ist das etwa Enttäuschung in seinem Gesicht?

«Bitte entschuldigen Sie mich.» Sie macht sich von ihm los, bahnt sich einen Weg durch die Menge, die nun noch dichter scheint, und sucht nach einem Waschraum. Hinter einem bogenförmigen Durchgang findet sie ihn; er ist klein und riecht muffig, eine dunkle Schimmelschicht bedeckt die Wände.

Sie betrachtet sich selbst im Spiegel, atmet tief durch. Es gibt nichts besonders Schreckliches an ihr zu sehen, nur einen roten Fleck an ihrem Hals, den sie immer bekommt, wenn ihr etwas peinlich ist. Außerdem haben sich zwei von ihren Haarspangen gelockert, weshalb ihre Frisur in Auflösung begriffen ist. Sie nimmt die unbotmäßigen Spangen heraus und steckt ihr Haar damit wieder zu einem etwas borstigen Knoten zusammen. Ihr langes, störrisches Haar, das abzuschneiden ihre Mutter ihr verbietet.

Wenn du mir beimkommst und aussiehst wie diese Freundin von dir, fängst du dir eine. Diese dreckige kleine Schlampe.